

Lachen, Lieben und Leiden

Autor(en): **Georgi, Stephan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 6

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635821>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Cornelia Zinssi,



Hedwig Rüti,

die jungen Berner Tänzerinnen, die am vorletzten Montag Abend in der Aula des neuen Gymnasiums zum ersten Mal öffentlich auftraten. (Wir verwiesen auf unsere Besprechung in der vorletzten Nummer der „Bernern Woche“.)

Lachen, Lieben und Leiden.

Eine Geschichte um Franz Liszt von Stephan Georgi.

Ein sonniger Nachmittag lag über Weimar, und die Menschen zeigten ihre Feiertagsgesichter. Nur Thomas Brucht nicht, der junge Musiker. Der stand mit klopfendem Herzen vor der Haustür und wagte noch immer nicht, die Klingel zu ziehen. Wirre und ängstliche Gedanken flogen durch seinen Kopf, und er hätte wohl noch recht lange unschlüssig vor dem Tor gestanden, wenn nicht auf einmal eine Dienstmagd daraus hervorgetreten wäre, vor der er nun wohl oder übel einen korrekten Bückling ausführen mußte.

„Tausendmal Verzeihung!“ stotterte er sodann. „Aber ist vielleicht der Herr Abbe und Hofkapellmeister Doktor Franz von Liszt gegenwärtig zu sprechen?“ Er verbeugte sich noch einmal. „Mein Name ist Thomas Brucht, und der Meister hatte die Güte, mich für heute als Prüfling hierher zu bestellen.“

Das Mädchen, das anfangs über die umständliche Titulierung gelächelt hatte, nickte ihm freundlich zu. „Wenn dem so ist, dann kommen Sie nur; ich werde Sie hinaufführen. Es ist zwar noch eine Schülerin da, aber wir wollen mal sehen, was sich machen läßt.“

Thomas ging bangen Herzens mit. Auf dem Flur wartete er eine Weile, dann trat er nach Aufforderung des Mädchens ein. An der Tür vollführte er eine gewaltige Verbeugung und sah dann auf den greisen Meister, der, wie gewöhnlich, mit dem schwarzen Rock eines Weltgeistlichen bekleidet, da saß und mit vorgeschobener Unterlippe dem Spiel der Schülerin zuhörte, die am Flügel ein Musikstück herunterjagte, bis sie mit kräftigem Akkord abbrach.

„Tja“, machte Liszt. „Tja, das war nicht viel. Gutes Temperament zwar, aber es läuft auf Kosten der Präzision.“ Seine klugen, gutmütigen Augen richteten sich auf Thomas. „Können Sie's besser?“

„Wenn ich es einmal versuchen dürfte?“ dienerte Thomas.

Liszt nickte kurz und wies auf den Flügel.

Thomas Brucht spielte. Spielte mit aller Genauigkeit und konnte sich am Schluß sagen, daß seine Finger wohl kaum daneben gegriffen hatten.

„Ha“, machte Liszt. „Sie müssen viel geübt haben, denn Sie besitzen eine treffliche Fingergewandheit.“

Thomas' Augen leuchteten vor Freude. Aber Liszt blieb ernst. „Spielen Sie noch etwas“, sagte er und deutete auf den Notenständer.

Um dem Meister seine Sicherheit zu zeigen, griff Thomas, ohne es vorher anzusehen, das oberste Blatt und stellte es auf.

Es war Beethovens Adagio pathétique.

Ein paar Takte waren verklungen, da stand Liszt auf, nahm dem Spielenden das Blatt weg und winkte ab. „Genug, genug. Das hat sich Beethoven doch ein wenig anders gedacht.“

Verdutzt schaute der Prüfling auf. Doch da lächelte der Meister schon wieder. „Wie lebten Sie bisher?“

Und Thomas Brucht schilderte ihm sein zurückgezogenes Leben, daß er Tag für Tag übe und studiere und dies auch oft bis in die Nacht hinein fortsetze. Er offenbarte seine Liebe zur Musik und erhoffte ob seines Fleißes des Meisters Lob.

Der aber schüttelte bedenklich den Kopf. „Hab's mir gedacht. Ich habe von meinen Schülern selten einen so technisch einwandfreien Vortrag gehört — aber auch selten einen so trockenen und gefühllosen. Sie wollen doch gewiß Künstler werden, junger Freund. Nun, dann vergessen Sie nicht, zu leben. Das Grundelement des Künstlers ist das Leben; das Leben mit seiner ganzen Vielgestaltigkeit, mit seinem Lachen, Lieben und Leiden. Gehen Sie und lernen Sie leben, das Studieren und Ueben allein macht noch keinen rechten Künstler. Gehen Sie und — als Schüler nehme ich Sie an.“

Thomas ging. Ging nachdenklich durch die Straßen und kam sich ein wenig hilflos vor.

„Nun möchte ich nur wissen, wo Sie so viel Fertigkeit auf den Tasten herhaben“, hörte er neben sich eine Stimme und erkannte die junge Schülerin, die seinem Vortrage bei Liszt beigewohnt hatte. Sie gefellte sich ohne Umstände zu ihm und wußte so zutraulich und welterfahren zu plaudern, daß der ernste Thomas dabei mehr als einmal ins Lächeln kam. Und als sie dann auf einmal vor einem Gartenrestaurant standen, aus dem lustige Stimmen hervorflangen, meinte sie: „Jetzt gehen Sie mit. Das dort sind alle Lisztschüler und -schülerinnen; dort drinnen geht's lustig zu. Papa Liszt hat Ihnen doch gesagt, Sie sollen leben lernen. Also keine Widerrede.“

Er ging mit. Und als er so neben Gerda Tollmann, seiner jungen Kollegin, saß, ein paar Glas Wein getrunken hatte und den lachenden Atem sorglosen Lebens um sich her fühlte, stieg ihm allmählich doch eine andere Lebenserkennnis auf. Ein froher Nachmittag war es. Ein Cymbal hatte einer aufgestellt, und eine junge Ungarin tanzte einen feurigen Czardas. Gläser klangen und geübte Stimmen sangen Solo und Chorus. Thomas, der sonst so zurückgezogene Büffler, schaute und hörte; er fühlte sein Herz schneller schlagen und sein Blut wärmer werden. Und als er einmal aus den dunklen Augen seiner jungen Kollegin einen so seltsamen Blick aufgefangen hatte, da war es ihm, als müsse er auf den Tisch steigen und selbst einen kräftigen Solo-Cantus in die Luft hinaus schmettern.

Und so verliefen auch die folgenden Tage; Tage, an denen Thomas Brucht das Lachen lernte.

Meister Liszt nickte zustimmend, als sein junger Schüler wieder bei ihm saß, denn er merkte gar wohl, wie sich oftmals ein Zug von Frohsinn und Lebensfreude mit in die Tasten schmuggelte. „Wird schon werden!“ rief er.

Dann kam ein lauer, herbduftender Herbstabend, dem Allotter Mond sein gutmütiges Schelmengesicht zuwandte. Hand in Hand saßen Thomas Brucht und Gerda Tollmann in dem kleinen Pavillon des Gartenrestaurants.

„Gerda ...“

Da faßte sie seinen Kopf. „Du lieber, dummer Junge!“ Und küßte ihn.

An diesem Abend lernte Thomas Brucht das Lieben. Wie heimlich schelmisch Meister Liszt jetzt lächelte, wenn er seinem jungen Brausekopf zuhörte. Da war ein Singen und Klingen in dem Instrument, als gäbe es überhaupt keinen Halt und keine Grenzen mehr.

„Ja“, sagte er. „Haben Sie Lust, bei einem Musikabend mitzuwirken? Eine kleine Rhapsodie möchte ich Ihnen schon übergeben.“

Thomas drückte dem liebevollen Greise dankbar die Hand.

Bis zum Tage der Aufführung lebte er zurückgezogen. Er übte und übte, um seinem Meister mit dem Vortrage eine rechte Freude zu bereiten.

Am Nachmittage des Konzerttages ging er zu Gerda. Ob sie schon wußte, daß er heute öffentlich spielte? Leicht beschwingt sprang er die Treppen hinauf und wollte gerade bei ihr anknöpfen, als er drinnen eine Männerstimme sprechen und lachen hörte. Wirre Gedanken schossen durch seinen Kopf. Sollten sie ...? Halb unbewußt drückte er die Klinke nieder, und als er die Tür öffnete, da stand er und starrte und starrte ...

Dann ging er hinunter; ganz mechanisch, ganz langsam. Er ging durch die Straßen, versuchte zu denken, und als ihm das nicht gelang, drehte er unablässig seinen Hut in den Händen. Irgendwo in der Nähe hörte er helles Lachen; da lachte er auch, aber es klang wie trodenes Lallen.

Der Abend kam. Hell leuchteten die Lichter im Saale, und die Hörer waren versammelt. Thomas sah und hörte kaum etwas. Nur als dann auf einmal sein Name erklang, stand er auf und bestieg das Podium.

Eine Rhapsodie von Liszt sollte er spielen. Aber er wußte gegenwärtig weder das noch etwas anderes. Seine Finger glitten über die Tasten, und ohne es vielleicht selbst recht zu wissen, spielte er daselbe, womit er bei seiner ersten Prüfung bei Liszt durchgefallen war.

Beethovens Adagio pathétique.

Die Hörer blickten verwundert auf das Programm und schüttelten die Köpfe. Aber einer nach dem andern legte das Blatt aufforchend beiseite. Es war keiner unter ihnen, der gewagt hätte, sich zu rühren; keiner hatte dieses Adagio bisher so gehört, wie heute von diesem jungen Liszt-Schüler.

Als er geendet hatte, wartete er nicht auf den Applaus; er rannte hinaus und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Lange hatte er so gestanden; da berührte jemand seine Schulter. „Was war's denn, junger Freund?“ So unendlich gütig leuchteten die Augen des greisen Meisters aus dem schneeweißen Haar hervor. „War's ein Weib?“

Thomas biß die Zähne zusammen und nickte.

Da glitt ein Lächeln um die Lippen des Alten; ein feines, dünnes Lächeln. „Ja, das geht vorüber. Leid ist Nahrung des Künstlers. Lachen, Lieben und Weiden sind ihm so notwendig, wie das tägliche Brot. Gehen sie nach Hause, junger Freund, setzen Sie sich ans Klavier und bluten Sie Ihr Leid in die Töne. Die Kunst hilft dem Künstler überwinden.“

Der Abend lag über Weimar. Und durch die Straßen ging einer, der war Mensch und Künstler geworden.

Moderner Versicherungsbruch.

Von Joachim Franzen.

Man hat vor kurzem von einem ebenso raffinierten wie grauenhaften Versicherungsbruch gelesen. Ein Leipziger Kaufmann hat bei Regensburg nachts auf der Landstraße

einen Unbekannten ins Auto gelockt, hat ihn ermordet und dann den Wagen mit der Leiche in Brand gesetzt. Allgemein glaubte man nun, daß der Kaufmann in seinem Wagen einem Unfall zum Opfer gefallen sei. Die „W.ze“ beanspruchte von verschiedenen Versicherungen die ihr zustehenden Versicherungsbeträge von insgesamt 145.000 Mark. Die Frau, die in diesen grausigen Plan eingeweiht war, sollte dann ins Ausland gehen, wo die beiden Ehegatten ein behagliches Leben zu führen gedachten. Man hat aber den schändlichen Plan aufgedeckt, und der Leipziger Kaufmann und seine Frau wurden verhaftet.

Diese Art Versicherungsbetrug, die nicht einmal vor dem Leben eines anderen Halt macht, ist wohl die niedrigste Form. Im allgemeinen ist Versicherungsbetrug ein weitverbreitetes Laster, man kann fast von einer „Modekrankheit“ sprechen. Die (nur zum Bruchteil) strafrechtlich erfaßten Fälle sind sehr zahlreich, daß die Betrüger versuchen, durch Vortäuschung gewisser Tatsachen zu Geld zu gelangen. Schon im Kleinen fängt es an: in irgend einem Haushalt ist eine schöne Tischdecke zerrissen. Da man gegen Feuer versichert ist, legt man die Decke nahe an den Ofen, daß sie stellenweise versengt oder verbrennt, und fordert dann Bargeld als Ersatz für die schadhaft oder unbrauchbar gewordene Decke. Das wird mit Gardinen gemacht, mit Kleidern, das geht vom Kleinen ins Große (zumal auf dem Lande häufen sich solche Fälle immer dann, wenn wirtschaftliche Krisen herrschen), da brennen Stallungen, Schuppen, Häuser ab. Oft ist es den Besitzern nicht ganz unlieb, daß irgend eine baufällige Baracke, die viel nutz- und wertloses Gerümpel enthielt, über Nacht verbrannte. Die Versicherungsbeträge, die man dafür einheimst, reichen aus, um einen neuen und schönen Bau dafür zu errichten. Es gibt keine Ortschaften, in denen es heimlich von Mund zu Mund geht, daß der oder jener „bald an der Reihe“ ist und wirklich: eines Tages steht so ein Anwesen in Flammen. Man hat sich leider auch daran gewöhnt, solche Vorkommnisse leicht und oberflächlich zu nehmen. Das beweist die allgemeine „Stimmung“, die, um ein Beispiel anzuführen, in einem kleinen deutschen Städtchen herrschte, wo man — im Jahre 1929 — dem Bürgermeister eine Freude zum Geburtstag machen wollte: da beschloß der Gemeinderat (!), das alte, baufällige Haus des Bürgermeisters in Brand zu stecken, damit ein neues gebaut werden konnte. Der Gemeinbediener sollte 15 Mark bekommen und dafür das Haus in Brand stecken. Er zündete es an, es brannte vollkommen nieder. Und nur durch den Geiz der Gemeinderäte, die hinterher dem Gemeinbediener erklärten, daß 15 Mark für so ein bißchen Streichholzgolelei zu viel wären und daß er sich mit 5 Mark begnügen müße, kam die Sache ans Tageslicht, denn der gekränkte Diener zeigte die Herren wegen Rückbehaltung von 10 Mark Arbeitslohn an.

Neubauten werden von den vom „Unglück“ Betroffenen sehr geschätzt. Oft gelingt es ihm, durch solch ein Schadenfeuer sich dringender Geldzahlungen zu entziehen, er kriegt ein neues Haus, neue Hypotheken, er hat sich saniert. Er kann von neuem anfangen. Daß die Sache aber für die Allgemeinheit ihre böse Seite hat, daß ungeheure, nie wieder zu gewinnende wirtschaftliche Werte dabei vernichtet werden, wird meistens übersehen.

Einbruchs-Vortäuschungen, namentlich in großstädtischen Geschäften, sind an der Tagesordnung. Man hat gerade im letzten Jahre von schwindelhaften Einbrüchen bei Pelzhändlern, Juwelieren, Kleidergeschäften usw. viel gelesen. Und oft hat es sich herausgestellt, daß die Inhaber den Einbruch selbst inszeniert haben, um die Versicherungssumme zu erschwindeln und sich damit „gesund zu machen“.

Da wird Hand in Hand gearbeitet, ganze Familien halten zusammen und eine Aussage ergänzt dann die andere. Ein Sozjus hilft dem anderen, Freunde machen zusammen auf „halb und halb“ und manches verliebte Paar (besonders in der Zusammenstellung Chef und Sekretärin, was am